

Grußwort zur Eröffnung der Wanderausstellung: Systemerkrankung. Arzt und Patient im Nationalsozialismus. Potsdam, 7.1.2026, A.D.

Sehr geehrte Frau Vizepräsidentin, sehr geehrte Frau Vorsitzende Steininger, Herr Staatssekretär, lieber Andreas Büttner, lieber Ulrich Prehn und Sjoma Liederwald, meine sehr geehrte Damen und Herren,

wie wenige andere Berufszweige war die deutsche Ärzteschaft integraler Bestandteil der rassistischen und expansionistischen Ideologie des nationalsozialistischen Regimes. In dem sie nahezu alle Lebensbereiche biologisierte und die Bedeutung des Individuums negierte, wies sie den medizinischen Berufen die Funktion der Hüter über den so genannten „Volkskörper“ zu. Diesen „Volkskörper“ betrachtete das NS-Regime als „organisches Ganzes“, für dessen Gesundheit die Medizin eine Hauptverantwortung trug. Das bedeutete konkret nichts anderes, als dass dem Einzelnen nur insofern Wert beigemessen wurde, als er mit seinen Leistungen zur rassistisch definierten „Volksgemeinschaft“ beitrug. Diese Idee einer „Volksgemeinschaft“ begründete also ein ausgesprochen dichotomisches Weltbild, in dem Menschen als wertvoll oder wertlos kategorisiert wurden. Letztere, so die kaum verbrämte nationalsozialistische Begriffswahl, sollten als Schädlinge mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Es war die Ärzteschaft, die an zentralen Positionen daran mitwirkte, diese Dystopie Wirklichkeit werden zu lassen: Zigtausende Menschen wurden unter ärztlicher Federführung verfolgt, verletzt und ermordet.

Die Ausstellung „Systemerkrankung. Arzt und Patient im Nationalsozialismus“ greift die tiefe Verstrickung der Ärzteschaft im Nationalsozialismus und die brachialen Folgen, die diese Verstrickung nach sich zog, in 18 Kapiteln beeindruckend auf. Sie analysiert am konkreten Beispiel zwei ausgesprochen wichtige Perspektiven auf das Thema: Die aktive Rolle von Ärztinnen und Ärzten im Verfolgungskontext (etwa im NS-Konzentrationslagersystem oder bei den Morden an kranken Menschen) und die Schicksale der Betroffenen, darunter auch derjenigen Ärztinnen und Ärzte, die aufgrund rassistischer Zuschreibungen sehr schnell auf Ihrem Beruf verdrängt wurden: vor allem jüdische Kolleginnen und Kollegen.

Durch die gewählten Beispiele macht die Ausstellung sehr deutlich, wie tiefgreifend und verheerend die Ärzteschaft in die Schicksale so vieler Menschen eingegriffen hat. Sie haben mit ihren medizinischen Gutachten, Versuchen und Selektionen Lebenslinien zerschnitten, Familien vernichtet; Ideen, Hoffnungen, Zukünfte millionenfach zerstört.

Und das in besonderem Maße in Brandenburg. Es ist daher ein besonders wichtiges Zeichen, die Ausstellung hier in der Landeshauptstadt Potsdam zu zeigen. Und nicht weniger wichtig ist meines Erachtens: Durch die Ausstellungseröffnung hier im Haus der Brandenburgischen Ärzteschaft engagiert sich die Kassenärztliche Vereinigung transparent und nachdrücklich für die Aufarbeitung der Rolle der Ärzteschaft und ihrer Standesorganisationen im NS-Verbrechenssystem.

Über die tragende Rolle der Tötungsanstalt Brandenburg an der Havel im Rahmen der so genannten „Euthanasie“-Morde (hat Sie Frau Steiniger bereits hingewiesen) (und) unterrichtet die Ausstellung eindringlich: insbesondere über den Künstler Paul Goesch. Der studierte Architekt war als Regierungsbaumeister tätig, als er eine schwere psychische Krise zu durchstehen hatte. Seine künstlerisch-malerische Tätigkeit brachte ihn vor allem mit Expressionisten in der

Hauptstadt Berlin in Verbindung. Die Nationalsozialisten verunglimpften seine Kunst als „entartet“. 1934 verlegten ihn Ärzte in die Anstalt Teupitz bei Berlin. Im August 1940 wurde er in der Gaskammer Brandenburg an der Havel nach einem entsprechenden ärztlichen Gutachten ermordet.

Das Land Brandenburg war allerdings noch in zahlreichen anderen Fällen Brennpunkt der NS-Verbrechen in diesem Kontext. Die Dienststelle „Inspekteur der Konzentrationslager“ koordinierte und dirigierte von Oranienburg aus die so genannte Aktion 14f13; eine Tarnbezeichnung für die systematische Ermordung von kranken oder nicht mehr arbeitsfähigen Insassen der Konzentrationslager, der tausende Häftlinge zum Opfer fielen. Der Inspekteur koordinierte zudem Medizinverbrechen in Form von Humanversuchen, die Ärzte in den Konzentrationslagern in ganz Europa durchführten. Auch und vor allem in den Lagern Sachsenhausen und Ravensbrück im heutigen Landkreis Oberhavel: Dort malträtierten Ärzte in Fürstenberg Frauen durch Operationen und ermordete sie. Dazu gehörten auch Versuche mit dem Antibiotikum Sulfonamid, für das die Häftlingsfrauen mit unterschiedlichen Erregern infiziert wurden. Chirurgische Eingriffe im Schädelbereich dienten zudem der Erprobung der Gehirnresektion. Nicht selten wurden die Häftlinge nach den erfolgten Versuchen durch eine Giftinjektion ermordet. Auch die, die überleben konnten, litten häufig ihr Leben lang an den gravierenden Folgen der Menschenversuche.

In Oranienburg, nur einen Steinwurf vom Dienstgebäude des Inspektors entfernt, führten Ärzte an jüdischen Kindern Versuche mit Hepatitis durch, um mehr Erfahrungen mit dieser bis dahin noch wenig erforschten Krankheit zu gewinnen. Medizinisches Personal war in Sachsenhausen auch daran beteiligt, als militärisch motivierte Versuche mit vergifteten Kugeln an Häftlingen durchgeführt wurden, bei denen die Täter den Opfern im wahrsten Sinne des Wortes beim qualvollen Sterben zusahen.

Es meines Erachtens besonders wichtig hervorzuheben: Es waren, das machen diese Beispiele deutlich, nicht nur SS-Ärzte als ideologisch motivierte Täter, die die Verbrechen koordinierten und durchführten. Vielmehr waren es daneben Experten mit breiter wissenschaftlicher Expertise, zum Teil ohne Parteibuch, die das Regime unterstützten: indem sie sich an Medizinverbrechen nicht nur beteiligten, sondern diese auch häufig selbst initiierten. Die Medizinverbrechen stehen daher für eine entgrenzte und letztlich mörderische Wissenschaft. Ohne Rücksicht auf ethische und moralische Grundsätze, bzw. vor dem Hintergrund einer Moralvorstellung, die den universellen Wert des Lebens und der körperlichen Unversehrtheit dezidiert negierte, stellte sie sich weitgehend freiwillig und skrupellos in den Dienst des NS-Verfolgungsapparates.

Orte wie Ravensbrück oder Sachsenhausen stehen daneben für die Verfolgung derjenigen Ärztinnen und Ärzte, die aus ihrer Berufstätigkeit aus rassistischen Gründen ausgeschlossen wurden. Ein besonders prominentes Beispiel ist Dr. Herbert Lewin, das die Ausstellung ebenfalls thematisiert. Der promovierte Mediziner und Facharzt für Frauenheilkunde war Mitglied der SPD und in den 1920er Jahren in der jüdischen Polyklinik in Berlin tätig. Schon 1932 wurde dem politisch aktiven jüdischen Arzt die Habilitation wohl aus antisemitischen Beweggründen heraus verweigert. Nach der Vierten Verordnung zum Reichsbürgergesetz zum „Krankenbehandler“ degradiert, wurde er 1941 in das Getto Lidzmannstadt deportiert und von dort aus in mehrere Konzentrationslager verschleppt, wo er als Lagerarzt tätig war.

Grußwort zur Eröffnung der Wanderausstellung: Systemerkrankung. Arzt und Patient im Nationalsozialismus. Potsdam, 7.1.2026, A.D.

Im Oktober 1944 kam er nach Schwarzeide, einem Außenlager von Sachsenhausen - zusammen mit etwa 1.000 jüdischen Häftlingen aus Tschechien, die direkt aus Auschwitz zur Zwangsarbeit dorthin verschleppt worden waren. Er überlebte nicht nur die Lager, sondern auch den Todesmarsch im April 1945. Seine Frau Alice hingegen überlebte die Konzentrationslagerhaft nicht.

Das Schicksal Dr. Lewins steht zugleich für den Mut der Verfolgten, im Land ihrer Peiniger den Neuanfang zu wagen. Ihm gelang das zunächst auch als inzwischen habilitierter Chefarzt der Frauenklinik Offenbach. Dieser Erfolg war allerdings alles andere als ungetrübt. Die Nachkriegsjahrzehnte zeigen vielmehr sehr deutlich, wie langlebig die antisemitischen Ressentiments in der Ärzteschaft nachwirkten (Frau Steininger hat darüber berichtet). So hatte es im Vorfeld der Benennung heftige Proteste gegen Dr. Lewin gegeben, da er, so die Begründungen im Wortlaut, aufgrund der vorhandenen Ressentiments seiner „Rasse“ Offenbacher Frauen nicht zugemutet werden könne.

Herbert Lewin konnte diesen Angriffen ungeachtet und aufgrund des massiven Eingreifens des amerikanischen Landeskommisars bis 1967 als Chefarzt praktizieren und engagierte sich – trotzdem oder gerade deshalb – an prominenter Stelle für das jüdische Leben in Deutschland.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, es sind Menschen wie Dr. Lewin die uns noch einmal deutlich vor Augen führen sollten, wie wichtig das Engagement der jüdischen Opfer nach dem Krieg für die deutsche Ärzteschaft war. Viele andere Namen in vielen anderen Städten ließen sich nennen. Und es zeigt uns deutlich, wie notwendig und schutzbedürftig ein ärztliches Berufsethos ist, dass sich vorbehaltlos und konsequent hinter die Würde jedes einzelnen Menschen und seines Anrechts auf körperliche Unversehrtheit und medizinische Betreuung stellt. Diese Ausstellung leistet einen Beitrag dazu.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!